



Alles ist größer, lukrativer inzwischen, Olympia als Riesenbusiness. Ein Weltereignis, das wichtig ist und sich selbst noch wichtiger nimmt. Die olympischen Ringe in Tokio.

FOTO: STANISLAV KOGIKU/IMAGO

Nein, dass sie in Antwerpen ihre olympische Tradition aus dem Fenster hängen, kann man nicht behaupten. Sie erinnern sich und andere subtil daran, sehr subtil. Immerhin, wer mit der Straßenbahnlinie 2 am Bahnhof startet, kommt nach ein paar Minuten an der Haltestelle „Olympiade“ vorbei, und wenn man noch etwas weiterfährt, zwei Stationen, und dann aussteigt, steht man auf der VIIde-Olympiadeaan. An dieser Straße liegen Shops und Imbissläden und das Café Athletiek, und in all diesen Shops und Imbissläden und auch im Café Athletiek sehen die Leute nicht so aus, als wäre „Athletiek“ für sie ein wertgeschätzter Begriff. Und als wären ihre Trainingshosen tatsächlich vom vielen Trainieren so abgewetzt.

Das Viertel hier ist eher die Heimathöhle von Fernsehreportern. Den olympischen 100-Meter-Lauf aus sicherer Entfernung bei Chips und Bier genießen: Das ist das Futter für die Fernbedienten. Im Café Athletiek gibt's das gute DeKoninck-Bier, und drüben, im Café Change an der Atletenstraat, fließt das Estaminet Premium Pils aus dem Fass. Und wenn man draußen sitzt, vor dem Café Change, gibt's noch eine spezielle Perspektive dazu, die Aussicht nämlich auf das Fußballstadion des belgischen Vereins K Beerskot VA, der einen Eisbären im Wappen trägt. Und wenn man nun in das natürlich mehrfach umgebaute und verkleinerte und inzwischen voll auf Fußballansprüche zurechtgestutzte Stadion hineingeht, betritt man historisches Territorium. „Olympic Lounge“ steht schließlich immer noch an einer kleinen Butze, nah am Spielfeld. Denn dieses Stadion hier ist und war tatsächlich mal ein Olympiastadion. Man sieht es ihm nicht mehr an, was natürlich traurig ist, einerseits.

### Ein Fest für Athleten? Eher eine Messe für Geldvermehrter, Funktionäre und Profiteure

Andererseits: Wer die von sich selbst ergriffenen Olympiabosse heute kennt, ihre Selbstüberhöhung und Blasiertheit, ihr pappiges Pathos, der kann es irgendwie auch ganz berührend finden, dieses Antwerpener Understatement. Ein Olympiastadion nicht wie heute diese Raumschiffe in der Vorstadt, sondern mitten im Wohngebiet, unter Menschen, in Gesellschaft von Eckkneipen, sozusagen umweht von Schwaden aus Tabakrauch und Frittenfett und dem hart erarbeiteten Schweiß der Nachmittagsschicht. Ein Olympiastadion wie ein Veteran, der keine Lust mehr hat, die alten Kamellen noch mal und noch mal durchzukauen. Ein Olympiastadion, das seinen Standort über die Jahre verteidigt, aber sein Format über die Jahre geändert hat. Wie klein es inzwischen ist. Und wie groß es mal war.

An diesem Freitag werden die Olympischen Spiele Tokio 2020 eröffnet, sie sind schwer zu vergleichen mit denen, die 1920 in Antwerpen eröffnet wurden. Alles ist größer, weltumspannender inzwischen, lukrativer, Olympia als Riesenbusiness, schwindelig machende Deals mit Fernsehrechten. Ein Weltereignis, das wichtig ist und sich selbst noch wichtiger nimmt. Ein Fest der Athleten, jedenfalls seiner Idee nach, tatsächlich schon lange auch eine Messe der Geldvermehrter, Funktionäre, Profiteure – das ist die Tradition, in der auch Tokio steht oder stehen sollte.

Aber dann kam die Pandemie, und mit der Pandemie änderte sich alles. Und die erst abgesagten, dann neu angesetzten Spiele in Japan begannen, den lange zu-Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

rückliegenden Spielen von Belgien ähnlich und ähnlicher zu werden. Denn auch in Antwerpen waren es befängene Spiele. Große Frage, bezogen auf Tokio 2020 und Antwerpen 1920: Soll der Mensch denn spielen, in solch einer Gemengelage? Antwerpen fand statt nach dem Ersten Weltkrieg, auch nach einer Pandemie, der Spanischen Grippe. Auch in Antwerpen mussten Sportler, für die Olympia die Bühne ihres Lebens sein soll, erkennen und akzeptieren, dass Bühnen aufhören, Bühnen zu sein, wenn keiner mehr hinschaut.

Man sieht auf alten Bildern von Antwerpen: Bei vielen Wettkämpfen saß kaum jemand auf den Tribünen, das Interesse sei teilweise „absurdly small“ gewesen, schrieb die *New York Times*. Die Tickets teuer, das Wetter oft schlecht, und vor allem hatten die Leute, so kurz nach den Weltkatastrophen, Wichtigeres zu tun, als Sport zu schauen. Ihr Leben auf die Reihe kriegen, wieder klarkommen. Ähnliche Bilder wird es in Tokio auch geben: Olympia ohne Publikum, um das Virus nicht noch weiterzubereiten. Die Organisatoren wollen, hieß es zuletzt, der Stille den Applaus von früheren Spielen untermischen. Vielleicht ein Echo aus Rio 2016, ein Anfeuerungsrauschen von der Copacabana, eine Ovation aus dem Maracanã?

Beifall aus der Konserve: Was könnte tot sein?

Andererseits, und das gehört zu Wesen der Spiele, jenseits aller Gewinnerorientierung: Sie haben immer stattgefunden, wenn nicht gerade Weltkrieg war. Trotz Boykotten, trotz Naturkatastrophen, trotz des Attentats 1972 in München, trotz der Rohrbombenexplosion 1996 in Atlanta und sogar nur wenige Monate nach dem 11. September 2001. Sie waren – oder sollten sein – ein Symbol dafür, dass es immer weitergeht. Olympia als Perpetuum mobile.

An genau dieser Stelle der Erzählung können sich die Olympiabosse den Olympiathleten sogar mal nahe fühlen: Die müssen auch dauernd über Grenzen und Hindernisse auf dem Weg zu ihren Rekorden und Siegen. Denn das ist schließlich die echte oder nur herbeifantasierte Maxime aller, die mit Olympia zu tun haben: Leben heißt, sich überwinden. Und ziemlich genau an dieser Stelle der Erzählung ist Antwerpen dann auch wieder nah an Tokio. Das Leben ein einziges Überwinden, damals wie heute. Sich hochpowern, trotz aller Widrigkeiten. Und die schlimmste aller Widrigkeiten ist der Tod.

Der Tod und Olympia, diesmal, nur ein paar Beispiele: Eine Umfrage hat ergeben, dass jeder vierte der brasilianischen Olympioniken Corona-Tote in der Familie oder näheren Verwandtschaft hat. Das ist abstrakte Statistik, es gibt konkretere. Maharaj Krishan Kaushik und Ravinder Pal Singh standen 1980 in der indischen Hockey-Mannschaft, Gold in Moskau. Zwei Legenden. Anfang Mai sind Maharaj Krishan Kaushik und Ravinder Pal Singh gestorben. Beide am selben Tag. Beide an Covid-19. Und Diána Igaly, Sportschützin aus Ungarn, Gold 2004: gestorben an den Folgen einer Sars-CoV-2-Infektion mit 56

Jahren. Arnie Robinson Jr, Gold im Weitsprung 1976, gestorben an Covid-19 mit 72. Der ukrainische Ringer Aslanbek Fidarov, Olympionike 1996, gestorben mit 47. Der ungarische Diskuswerfer Attila Horváth, Olympionike 1992, gestorben mit 53. Die Liste ist lang, sie könnten schwarze Fahnen den Mast hochziehen und Wimpel für Virusopfer. Aber das passt nicht zu einer Veranstaltung, die natürlich, trotz täglicher Spucktests und Quarantänepflichten, dem Virus noch mal richtig Zucker geben könnte.

### In den Kanälen Antwerpens seien Ratten mitgeschwommen, sagten die Amerikaner damals

Der Tod und Olympia, damals in Antwerpen, nur ein paar Beispiele: Es tuckerten die Sportler aus Amerika auf dem Transportschiff *USS Princess Matoika* nach Europa, das Schiff hatte vorher gefallene Soldaten transportiert, die Sportler ertrugen den an Bord hängenden Geruch von Formaldehyd, damit waren die Leichen konserviert worden. Oder es fuhr nach ihrem Wettkampf die amerikanische Wasserspringerin Aileen Riggan zu den Schachfeldern, den Flanders Fields. Sie fand einen Schuh, der dort lag, wollte ihn als Souvenir mitnehmen, aber dann legte sie den Schuh lieber zurück aufs Schlachtfeld. Weil noch Reste vom Fuß drinsteckten.

In diesem alten „Olympisch Stadion“ hier, an der Atletenstraat in Antwerpen, wurde bei der Eröffnungsfeier am 14. August 1920 ein Schuss abgegeben, als Signal für den Einmarsch der Athleten. König Albert I. saß mit Familie auf der Ehrentribüne, Friedenstauben wurden freigelassen. Belgische Soldaten hatten kleine Käfige dabei, deren Türen machten sie auf, dann kamen die Tauben raus, 29 Tauben, für jedes Teilnehmerland eine. Heute heben Tausende Tauben ab bei solchen Gelegenheiten, bei der Eröffnungsfeier 1988 in Seoul flatterten einige von ihnen gleich sehr konzentriert und fokussiert ins olympische Feuer hinein, wo sie verbrannten.



In Antwerpen gab es keine mit olympischen Parolen beschrifteten Sichtblenden, nur einen stabilen Gartenzaun wie hier beim Marathonlauf.

FOTO: IMAGO

## Schattenspiele

Olympia am Rand einer Pandemie gab es schon einmal, 1920 in Antwerpen. Aber das pappige Pathos des IOC wie jetzt in Tokio gab es damals noch nicht. Ein Blick zurück nach vorne

VON HOLGER GERTZ

Im Detail ist alles anders als früher. Aber, was die langen Linien angeht, gibt es Parallelen zwischen alten und neuen Olympischen Spielen, zwischen Tokio jetzt und Antwerpen damals. Eine Frage liegt geradezu programmatisch über allem, der Historiker **Bram Constand** von der Uni Gent hatte sie beim Gespräch entsprechend formuliert: „Wer hat eigentlich Interesse an solch einem Mega-Sportereignis, wenn die Gesellschaft gerade so heftig zu kämpfen hat?“

Wobei, die Kämpfe des Lebens kann man natürlich auch möglichst bequem angehen, und was das angeht, waren Sportfunktionäre immer schon konsequenter als andere Menschen, auch schon 1920. Roland Renson sagt: „Die Athleten wurden, ich würde sagen, in Stadtschulen gelagert. Hotels waren zu teuer. Oder sie waren für die offiziellen Vertreter.“ Also für die Funktionäre. Es ist ja alles dokumentiert, sogar die Schulen, in den die Teams untergebracht waren, Dänemark in der Jongensschool in der Pierenbergstraat. Norwegen in der Meisjesschool in der Abdijstraat. Roland Renson geht, während er das erzählt, durch seine Heimatstadt Löwen, wobei er an diesem Hauseingang anhält, die Besonderheit jener Fassade erklärt, und in die Universitätsbibliothek sogar hineinspaziert. Um seinem Gast etwas Gutes zu tun, natürlich. „Du siehst so aus, als wärest du schon lange nicht mehr in einer Bibliothek gewesen!“ Herrlicher Kerl.

Renson, ein weißhaariger, emeritierter Professor wie aus dem Bilderbuch, weiß alles. Über jedes Haus in Löwen, über jedes Bier in seiner Lieblingsbrasserie Gambrius, direkt am Grote Markt, vor allem weiß Renson alles über Antwerpen 1920, als Sporthistoriker hat er dazu geforscht und geschrieben. „Das Schwimmbad hatten sie aus den alten Verteidigungskanälen der

Stadt gebaut. In Antwerpen hat man gesagt: Das ist das schönste Schwimmbad der Welt. Aber die Amerikaner und Hawaiianer haben gesagt: Auch die Ratten sind mitgeschwommen. Das Wasser war dunkel. Das war ganz, ganz kalt. Die hawaiianischen Schwimmer trainierten im Bett, nicht im Wasser. Die hatten Angst, sie würden sich erkälten.“ Aber es hilft ja nichts: Leben heißt, sich überwinden.

Zu den modernen Olympischen Spielen gehört dieser unangenehm seifige Hintergrundton, der immer dann herauszuhören ist, wenn vergleichsweise simple Lebensweisheiten zu Weltanschauungen hochgehutet werden, zu Glaubensbekenntnissen. Die aktuelle Regierung des Internationalen Olympischen Komitees ist da weit vorne. Die Spiele von Tokio könnten ein „Licht am Ende des dunklen Tunnels“ sein, verführerisch IOC-Präsident Thomas Bach und meinte mit dem Tunnel die Pandemie und meinte mit dem Licht die Spiele – und überhöhte die Spiele damit mal wieder. Und sich selbst natürlich auch. Als wäre das so einfach, also könnte man das bewusst entscheiden, mitten in der Pandemie was zum Leuchten zu bringen. Als könnten Komitees das einfach so planen.

Der Sporthistoriker Renson kennt sich aus mit großen Worten, auch der IOC-Urverter Pierre de Coubertin hatte immer welche im Gepäck, aber Coubertin war – anders als Bach – eine olympische Legende. Außerdem hat er – anders als Bach – das Symbol der olympischen Ringe entworfen, die übrigens 1920 in Antwerpen erstmals an den Fahnenmasten knatterten. Renson, inzwischen in seiner Lieblingsbrasserie angekommen, greift zu einem Bierdeckel, Duvel Starkbier. „Alle guten Dinge in Belgien fangen auf einem Bierdeckel an“, sagt Renson, der deshalb findet, es müsse ein Gesetz geben, dass Bierdeckel grundsätzlich nur auf einer Seite bedruckt sein dürfen. Hinten dann Platz für Worte, große Pläne.

„Un record de débrouillardise“, schreibt Renson also auf den Bierdeckel. Das sei Coubertins Idee für Antwerpen gewesen. Ein Rekord an Einfallsreichtum. Um die Spiele zu retten.

Reiche Kaufleute hatten Geld gegeben, es gab auch noch Mittel aus einem Etat für eine geplante Weltausstellung. Das kleine Belgien war in den Ersten Weltkrieg reingezogen und verwüstet worden. Dass die Spiele dann tatsächlich gerade hier über die Bühne gebracht wurden, konnte tatsächlich als so etwas wie das Licht am Ende eines Tunnels verstanden werden, von dem Thomas Bach und seine Hintersassen aus dem Lampenladen IOC gern predigen. Aber der Tunnel, aus dem damals hervorgekrochen werden musste, war dann doch noch dunkler gewesen, Pandemie und Krieg. Und nach den Spielen war das belgische olympische Komitee dann pleite.

Dafür war das Personal strahlend. Zur olympischen Geschichte gehört, dass – wegen Doping und anderer Betrugereien – die Rolle des Helden oder der Heldin inzwischen nicht mehr glaubhaft besetzt werden kann. 1920 war das noch anders. Es siegten: Die Tennisspielerin Suzanne Leng-

len, die Steffi Graf der frühen Jahre, genannt „die Göttliche“. Der hawaiianische Schwimmer und spätere Wellenreiter Duke Paoa Kahinu Mokoe Hulikohola Kahanamoku, genannt „The Big Kahuna“ (im Film „Pulp Fiction“ gibt es eine Burger-Kette, die so heißt.) Der Ruderer John B. Kelly, Vater der ihrerseits göttlichen Grace Kelly, später Fürstin von Monaco. Es gab noch keine mit olympischen Parolen beschrifteten Sichtblenden, sondern als Designelement einen stabilen Gartenzaun – man sieht ihn auf vielen Bildern.

Einmal spielten sie bei der Siegerehrung aus Versehen nicht die italienische Nationalhymne, sondern „O sole mio“. Silber über 1500 Meter gewann der Brite Philip Noel-Baker, danach Politiker, Labour-Abgeordneter, Mitglied der Regierung Churchill, Friedensnobelpreisträger 1959. Er hat später darüber geschrieben, was Antwerpen ihm bedeutet hat, und nicht nur ihm. „Die vier endlosen, vergedeten Kriegsjahre lagen hinter uns. Die Welt hatte sich geändert, und wir änderten uns mit ihr und beschäftigten uns mit besseren, glücklicheren Dingen. Wir alle haben die Zeit in Antwerpen sehr genossen.“

Ob die Zeit in Tokio genossen werden kann von irgendjemandem, der nicht gerade Werbeeinnahmen und Zuschauerquoten zählt? Mal sehen. Aber fehlen wird diesen Spielen der kathartische Augenblick, den es 1920 dann doch noch gab, im Fußballfinale. Das kleine, vom Krieg zerriffelte Belgien gewann 2:0 gegen die Tschechoslowakei. Die Tschechoslowaken verließen das Spielfeld noch in der ersten Halbzeit, weil ihnen ein paar Schiedsrichterentscheidungen nicht gepasst hatten. Sie kamen nicht zurück. Der bis heute größte Sieg des belgischen Fußballs ist tatsächlich dieses abgebrochene Finale.

### 1920 kamen alle zusammen. In Tokio ist Zusammenkommen gar nicht erlaubt

50 000 Leute waren damals vor und im Olympiastadion, zum Fußball gingen sie dann doch. Dieser für Olympia sinngebende Moment wird Tokio nicht vergönnt sein: dass alle zusammenkommen. In Tokio gilt gerade wieder Corona-Notstand. Die Spanische Grippe war dagegen offenbar abgeebbt damals, Renson hat jedenfalls nicht ermittelt, dass jemand während der Spiele deshalb zum Arzt musste. Und er kennt sich auch da aus, seine Großmutter hat die Spanische Grippe noch gehabt – und überlebt. Bei Olympia „gab es andere Unfälle. Erste Hilfe und so weiter.“ Zum Beispiel drei Fälle von Hodenverletzung.“

Wie kam es denn dazu?  
„Darüber spricht man nicht.“ Weil Corona noch glimmt, mussten alle Feiern zum 100. Jubiläum von Antwerpen 1920 natürlich abgesagt werden. Die Spiele, mit denen damals eine Pandemie verabschiedet wurde, wurden hunderte Jahre später eingeholt – von einer Pandemie.

Roland Renson, der so viel über Bier und über Löwen und über Hodenverletzungen bei Olympischen Spielen vor 101 Jahren weiß, sitzt vor seiner wirklich empfehlenswerten Stammkneipe Gambrius, Spezialität Trappistenbier, und wie viele Gelehrte kann er mit dem heute bei Olympia so flächendeckend strapazierten Pathos nichts anfangen. Was ist denn das Licht am Ende des Tunnels? Manchmal muss man noch was dazuschreiben, einen Halbsatz vielleicht, dann stimmt alles wieder. Also spricht Roland Renson: „Weißt du, was wir sagen? Das Licht am Ende des Tunnels ist ein heranrasender Zug.“

hoerf

SZ20210723/S807503